

125

# SATELLIT

des

## Siebenbürger Wochenblattes.

N 73.

Kronstadt, den 19. September

1841.

### Wann wird Siebenbürgen stark und glücklich sein?

Herr Alexander Farkas stellt im Erd. Hiradó vom 3. August 1841 den Satz auf: »Siebenbürgen könne nur dann stark und glücklich sein, wenn innerhalb seiner Gränzen Jedermann zum Magyaren werde und gleicher Freiheit genöthe.« — Dieser Satz verdient wahrlich eine nähere Beleuchtung.

Ich glaube, daß die beiden Bedingungen, welche hier als Grundpfeiler des Glücks und der Größe Siebenbürgens aufgestellt werden, sich schon an sich selbst widersprechen. Ist der Grundtypus des Magyarenvolkes, wie Graf Szechenyi in seinem neuesten Werke behauptet, orientalisches, und muß das Magyarenvolk um Magyaren zu bleiben diesen Grundtypus behaupten, so läßt sich nicht erwarten, daß für den Fall einer gänzlichen Magyarisirung Siebenbürgens gleiche Freiheit und gleiche Berechtigung seiner Bewohner eintreten könnte, denn des Orientalismus Hauptbedingung ist der schneidende Gegensatz zwischen Herr und Knecht. Höchstens könnte also nach diesem Systeme gleiche Berechtigung zwischen den Herren eintreten, während die Knechte, die misera plebs, wie in frühern Zeiten, bloß als Sache betrachtet würden. — Ob aber wir übrigen, besonders wir Sachsen, die wir gleiche persönliche Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetze bereits seit Jahrhunderten genießen, und diese unter einer milden, alt hergebrachte Rechte achtenden Regierung aufrecht erhalten sehen und uns der wohlthätigen Folgen dieses bürgerlichen Zustandes erfreuen, ob der freie Szeckler, der Bürger unserer freien Städte und Märkte eine solche Orientalisirung wünschenswerth finden könnte, läßt sich leicht ermesen.

Und warum sollen wir Nicht-Magyaren, die bei weitem größere Zahl, — denn auch der Szeckler, obwohl magyarisch sprechend, ist an Rechten und Verfassung wesentlich von dem Magyaren verschieden, — die wir gewiß eben so thätige, eben so wirksam das Gemeinwohl befördernde Staatsbürger sind, Magyaren werden? Ueberragen uns denn die Magyaren an moralischer und wissenschaftlicher Cultur, an volksthümlichen Einrichtungen, an Kunstfleiß und Gewerbsthätigkeit so sehr, daß wir uns der höchsten und eigenthümlichsten Güter des geisteten Menschen, der Muttersprache, der altererbten und heilig väterlichen Sitte,

unserer eigenthümlichen Rechte und Gewohnheiten entäußern, ganz im Magyarenthum untergehen sollten, um unser Vaterland glücklich zu machen? Ehre und Ruhm gebührt wohl allerdings den Edeln und Weisen des magyarischen Volks, welche mit so glücklichem Erfolge streben, ihr Volk, ihre Sprache emporzuheben. — Allein das, was sie erst zu erreichen streben, besitzen wir schon lange, und den alten, befestigten Besitz aufzuopfern, wäre wohl Thorheit, besonders, wenn dieser Besitz durch Gesetz und Recht, durch Brief und Siegel gesichert ist, wenn derselbe schon vor Jahrhunderten den Eigenthümern das allgemein anerkannte Lob zuzog, nur zu ihnen habe sich die Indurie, der Gewerbes- und Kunstfleiß des Landes geklüchtet, während die Schilderungen der Magyaren aus jenen Zeiten noch gar sehr an tartarische und osmanische Rohheit erinnern.

Die drei ständischen Nationen bestehen seit Jahrhunderten in unserm Vaterlande als eigenthümliche, aber zum allgemeinen Wohl innig verbundene Hauptpfeiler des siebenbürgischen Staatsgebäudes. Eben durch ihre eigenthümliche, verschieden geartete innere Constitution trägt jede derselben zum allgemeinen Wohle kräftig bei, bewahrt jede ein Grundelement des Staatsgebäudes und schützt durch gegenseitige Reibung das Ganze vor Stagnation und Uebermacht eines Theiles, beide der gedeihlichen Existenz des Ganzen gleich verderblich. Der Grundzug der magyarischen Constitution ist Aristokratie, die, die Geschichte Ungarns lehrt es mit blutigen Zügen, ohne kräftige Gegenwirkung leicht in verderbliche Oligarchie ausartet. In Siebenbürgen stand derselben von jeher in dem Sachsenvolke ein kräftiges Bürgerthum hemmend entgegen, treu dem allgemeinen Wohl, treu dem dasselbe aufrichtig und einsichtsvoll befördernden Fürstengeschlechte; ad retinendam coronam, steht auf seinem Nationalstege. Das germanische Element, welches in der Constitution des Sachsenvolkes vorwaltet, leidet keine Einmischung des orientalischen, wenn es seine, dem allgemeinen Besten zuträgliche Eigenthümlichkeit bewahren soll. — Auch in der Verfassung des Szecklervolkes ist bürgerliche Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze der Grundzug. Diese zu behaupten hat das Szecklervolk oft selbst durch die Waffen getrachtet, während bei dem Magyaren stets der scharfe Unterschied zwischen Herrn und Knecht aufrecht erhalten wurde. — Welche dieser Constitutionen nach dem Geiste der Zeit,

125

nach der dormaligen Bildungsstufe Europa's den Vorzug verdiene, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Richtiger dürfte daher wohl der Eingang angeführte Ausspruch so gewendet werden: »Siebenbürgen wird glücklich sein und sich zu immer größerem Wohlstande erheben, wenn jede der den siebenbürgischen Staatskörper bildenden 3 Nationen einträchtig dahin trachtet, sich in ihrem Innern, ihrem eigenthümlichen Charakter, ihrer eigenthümlichen Constitution dem Zeitgeiste gemäß fortzubilden, und jeden Versuch unterläßt, ihren beiden Mitnationen ihre Eigenthümlichkeiten aufzudringen, und wenn alle 3 Nationen, in aufrichtigem Vereine mit der Regierung, fest verbunden durch das Band der Union, zweckgemäßen Fortschritt in Bildung, Kunst und Wissenschaft, Aufrechthaltung des Rechts und der Gerechtigkeit redlich erstreben!«

(Transilvania.)

### Der Fall der Türkei.

(Fortsetzung.)

Es ist ein ziemlich überflüssiges Unternehmen, die Frage zu untersuchen, ob nicht das türkische Heerwesen einer nationalern Ausbildung fähig gewesen wäre, und ob man gerade nöthig gehabt hätte, die ganz fremde Pflanze dem alten Stamme einzupropfen. Um eine solche Umwandlung zu Stande zu bringen, hätten die Sultane sich selbst an die Spitze ihrer Armee setzen und den alten Glanz des Reichs erneuern müssen. Aber an eine Erneuerung des alten Eroberungssystems war bei der Entnervung des Reichs und der herangewachsenen Stärke der Nachbarn nicht zu denken, und eine innere Umgestaltung des Reichs zu verfolgen, dazu gebrach es an der Ausdauer des Willens. Mahmud hat eine Verbesserung in dieser Beziehung eingeführt, die, so unbedeutend sie scheint, doch von großer Wichtigkeit ist: er that dem Opiumrauchen Einhalt. Dies war das letzte Stadium der Versunkenheit für die trüg gewordenen Türken, und diesem hat er nach Kräften gesteuert. Hätte er ihnen auch den Tabak nehmen können, er hätte vielleicht eine große Wirkung hervorgebracht. Dies ist kein Paradoxon. Sultan Mahmud scheint eine Zeit lang die Idee gehabt zu haben, gegen das übermäßige Tabakrauchen einzuschreiten, wie einige seiner Verordnungen gegen den Pfeifenlurus und das Anerbieten von Pfeifen bei Besuchen zu beweisen scheint. Erwägt man die Neigung der Türken zur Trägheit, so erklärt es sich ganz von selbst, weshalb frühere Sultane das Tabakrauchen selbst bei Todesstrafe verboten. Was ist von einer Geschäftsverwaltung zu erwarten, wo alle vornehmen Angehörigen, ehe sie an ihr Geschäft sich begeben, auf weichen Kissen zurückgelehnt, ein halbes Duzend Pfeifen rauchen! Durchliest man die Schilderungen, wie in frühern Zeiten ganz

auf militärische Weise die Geschäfte abgemacht wurden, so erkennt man bald den Unterschied gegen die jetzige Zeit. Viermal in der Woche versammelte sich der Divan unter dem Vorsth des Großveziers, der alle Petitionen, Streitsachen u. dgl. selbst anhörte, und entweder selbst sogleich mündlich eine Entscheidung gab, oder die Sache in seiner Gegenwart an die Heeresrichter, Finanzbeamte oder sonst an einen anwesenden Pascha verwies, und nach abgehaltenem Divan sich in Begleitung der meisten Pascha's zum Großherrn begab, um ihm über die wichtigsten vorgekommenen Gegenstände Bericht abzustatten, und seinen Bescheid und seine Bestätigung einzuholen. Die Sitzungen des Divans dauerten gewöhnlich den ganzen Vormittag, und die Geschäftsführung hatte ein ganz anderes Ansehen und mußte von ganz anderer Wirksamkeit sein, als die Faulheit und die Alles hinauschiebende Ignoranz der meisten gegenwärtigen Pfortenminister, die von Opium, Tabak und Kaffee abwechselnd benebelt und aufgereizt sind. Damals wußte man nichts von den griechischen Unterbeamten, die seit den letzten 40 bis 50 Jahren, trotz der Verachtung, mit welcher die Türken sie als Nation behandeln, sich immer mehr in alle Geschäfte eingeschlichen haben und mehr und mehr die einzigen wirklichen Geschäftsleute der Pforte geworden sind. Die natürliche Folge davon ist, daß die türkischen Oberbeamten meist sehr wenig von den Geschäften wissen und verstehen, und daß alle Geheimnisse des Staats und der Verwaltung dem Reichsfeind verkauft werden. Urquhart, dem man eine gründliche Kenntniß des Ganzen der Dinge in der Türkei nicht absprechen kann, legt diesen Griechen und den Dragomans überhaupt die Schuld der bodenlosen Verwaltung größtentheils zur Last, und gewiß nicht mit Unrecht. Doch wir wollen auf das Militärwesen zurückkommen, das im ottomanischen Reiche stets von seinem Beginnen an eine Hauptrolle spielte; man hätte, da Tapferkeit auch bis auf die letzten Niederlagen ein charakteristischer Zug der Türken geblieben ist, erwarten sollen, daß ihre militärischen Einrichtungen längere Zeit dem Verfall widerstanden hätten, aber dies ist gerade umgekehrt; der Verfall ihrer Militärinstitutionen hat wahrscheinlich den der bürgerlichen Verwaltung erst recht zur Folge gehabt, da ursprünglich ihr ganzer Staat auf dem Kriegswesen beruhte. Wir wollen, um dies nachzuweisen, einen Blick auf die Geschichte der türkischen Kriege werfen.

In den ersten Kriegen der Türken in Europa gibt sich eine merkwürdige Regelmäßigkeit der Bewegungen und eine Strenge der Disciplin kund, von welcher man damals (am Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts) in Europa noch kaum eine Idee hatte. Die Schlacht von Varna gibt das merkwürdigste Beispiel von dem Uebergewicht dieser Ordnung über die ziemlich unregelmäßige, noch aus den Ritterzeiten herstam-

mende  
16. Je  
an mil  
namen  
Moha  
die str  
bald z  
spanis  
gebilde  
als di  
folgte  
zu zie  
alle  
nur d  
hen L  
Solde  
ihn u  
Schre  
breite  
in die  
Gege  
volk  
Türke  
deten  
und G  
sorgf  
Zeugn  
gründ  
zügen  
sich d  
oft a  
  
ergib  
obwo  
Nubr  
ganz  
ihrer  
Kräfte  
often  
moch  
Fron  
rade  
ges  
bead  
gen  
war  
schö  
führ  
lich  
blöß  
ten  
gefi  
  
inde  
in d

mende Fechtart der damaligen Zeit. Im Anfang des 16. Jahrhunderts sind die Türken den Westeuropäern an militärischen Kenntnissen entschieden überlegen, und namentlich ihre Artillerie zeichnete sich vortheilhaft aus. Mohamed II. hatte die Janitscharen gegründet, und die strenge Disciplin, unter der sie standen, machte sie bald zur furchtbarsten Infanterie in der Welt, bis die spanische, in den Kriegen Karls V. und Philipps II. gebildete, ihr allmählich den Rang ablief. Aber mehr als diese Disciplin wirkte das zu jener Zeit stets befolgte System, mit wohlgefüllten Cassen in den Krieg zu ziehen, den Soldaten regelmäßig zu besolden und alle Lieferungen baar zu bezahlen. So ward nicht nur der Unordnung abgeholfen, die so oft im christlichen Lager herrschte, sondern die stete Versorgung des Soldaten mit Lebensmitteln machte es auch möglich, ihn unter strenger Disciplin zu halten. So furchtbaren Schrecken nun auch die türkischen Armeen dadurch verbreiteten, daß sie die Bewohner der Städte und Länder in die Sclaverei schleppten, so wurde doch in denjenigen Gegenden, welche bloß durchzogen wurden, das Landvolk so wirksam beschützt, daß sich allenthalben, wo die Türken ihr Lager aufschlugen, regelmäßige Märkte bildeten und so die Plünderung und Zerstörung von Leben und Eigenthum verhindert wurden, die bei einer minder sorgfältig versehenen Armee unvermeidlich sind. Das Zeugniß Montecuculi's, der das türkische Kriegssystem gründlich kannte, ist für diese bei den türkischen Kriegszügen stets befolgte Regel entscheidend, und es lassen sich die raschen Marsche ihrer Armeen und ihre Erfolge oft allein hieraus erklären.

Das erste Symptom von Schwäche der Türken ergibt sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, obwohl sie damals auf dem Gipfel ihres militärischen Ruhmes standen, fast ganz Ungarn besaßen und der ganze Länderstreif nordwärts am schwarzen Meere in ihrer Abhängigkeit stand. Sie hatten aber bereits ihre Kräfte zu stark angestrengt, und als ein Feind im Südosten, die Perser unter Schah Abbas, sich zeigte, vermochten sie nicht gegen beide Seiten hin auf einmal Fronte zu machen, und so kam es, daß Oesterreich gerade während der kritischen Zeit des 30jährigen Krieges Ruhe vor ihnen hatte. Es ist dies ein wohl zu beachtender Umstand, denn er beweist, daß ihre blutigen Kriege, wo von Menschenschonung nie die Rede war, bereits den eigentlichen türkischen Stamm zu erschöpfen anfangen. Um den Krieg gegen die Perser führen zu können, mußte die europäische Seite, namentlich Konstantinopel selbst, dermaßen von Truppen entblößt werden, daß im Jahre 1626 die Kosaken in leichten Kähnen nahe bei der Hauptstadt landeten und ungestraft Verheerungen anrichteten.

Die interessanteste Periode der Türkenkriege ist indeß die von der Mitte des 17ten Jahrhunderts bis in den Anfang des 18ten, wo auf österreicher Seite

Montecuculi und Prinz Eugen, auf türkischer hauptsächlich die talentvolle Familie Köprili stand. Die Türken hatten von ihrer Kriegskunst nichts vergessen; die gleiche Regsamkeit in ihrer Rüstung, in der Herbeischaffung von Lebensmitteln, großentheils auch noch dieselbe strenge Disciplin, die, wo sie nachgelassen hatte, von den Köprili wieder hergestellt wurde; dazu kam noch die Ueberlegenheit der Zahl und des Geldes. In Europa dagegen war das System der stehenden Heere erst im Entstehen; man hatte bis jetzt noch immer die Truppen nach alter Sitte bei dem Ende eines Krieges entlassen, und so wurden die Oesterreicher meist in sehr schlechter Kriegsverfassung überrascht; ihre Zahl war zu gering, und wenn nicht ein Eugen oder Montecuculi an der Spitze stand, so war der Feldzug in der Regel verloren und die Türken zeigten ihre gewohnte Ueberlegenheit. Dagegen hatte die europäische Kriegskunst in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts einen wesentlichen Vorzug: der spanisch-niederländische und der 30jährige Krieg hatten eine Schule eiserner Soldaten gebildet, in denen ritterliche Tapferkeit und römische Disciplin auf eine merkwürdige Weise verschmolzen waren, und namentlich zeigte, bei dem noch immer unvollkommenen Gebrauch der Artillerie, die Infanterie eine Consistenz und eine Ausdauer im Kampfe, die sie später entfernt nicht besaß. Zudem beruhte die Kraft der Infanterie damals noch in Lanze und Schwert; nach einigen Schüssen zogen die Musketiere sich zurück, der Kampf begann Mann gegen Mann, und hier kam es nun auf festes Aneinanderschließen der Glieder und Fertigkeit im Gebrauche der blanken Waffe an. Hierin war das aus der Schule der spanischen Infanterie hervorgegangene Fußvolk des 30jährigen Krieges und der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts den Türken überlegen, und darum finden wir die zahlreichen mörderischen Gefechte in jenem Zeitraum, wo die Türken, wenn sie auch mehrfach durch ihre Zahl und ihre bessere Versorgung siegten, doch ungeheure Menschenverluste erlitten. Zudem hatte Montecuculi die Vorzüge der türkischen Kriegsweise zu gut erkannt, und durch ihn bildete sich in Oesterreich ein Commissariatswesen aus, das allmählig für die Verpflegung größerer Massen so gut sorgte, wie dies bei den Türken geschah.

(Fortsetzung folgt.)

An den Herrn A. K., Verfasser des Aufsatzes über „Bäsen und Borszék.“

„Ich las das Büchlein oft und viel,  
Und thue jetzt das Widerspiel.“

Denn ich sage dem Hrn. Verfasser desselben in meinem und im Namen aller Siebenbürgerinnen, die diese Saison das Glück oder vielmehr das Unglück hatten, in Borszék zuzubringen, den verbindlichsten Dank für das feine Compliment, wel-

125

des er ihnen durch den Ausspruch: »Grobe Säcke könnten nicht mit Seide genäht werden.« zu machen beliebte.

Ich halte es deshalb für ein Unglück, dort gewesen zu sein, weil beinahe jeder Mensch mehr oder weniger in dem süßen Wahn seines eignen Werthes verfangen lebt, und nichts unangenehmer ist, als aus diesem seinen eignen geschaffnen Himmel sich gestürzt und an der empfindlichsten Seite, der Eigenliebe angegriffen zu sehen. Der Herr Verfasser hat aber dieses durch seinen Aufsatz im Satelliten Nr. 68 ohne Barmherzigkeit gethan, denn er hat leider die Siebenbürger Damen, die gewis die Höflichkeitsregeln eben so kennen, wie die Bukurester und die die feinen Pariser Manieren zwar nicht so raffiniert anwenden, wie letztere, doch aber das Bewußtsein haben, sie zu besitzen, der Unhöflichkeit beschuldigt und ihnen Dekand's »Grobianus« zur Lectüre anempfohlen. Das ist nun in der Damenwelt eine Beschuldigung, die eine patriotisch gesinnte Siebenbürgerin wenn auch nicht gerügt, doch wenigstens

nicht unbefprochen lassen kann — Ich stelle daher nur die Fragen: Was konnten denn die in Borszek anwesenden Siebenbürger Damen dafür, daß eine ihrer Mitschwestern aus Unachtsamkeit, oder weiß Gott welcher Laune, zufällig einen kleinen Verstoß gegen die Höflichkeitsregel gemacht hat?

Der Hr. Verfasser bemerkt selbst, daß nur wenig Siebenbürgerinnen anwesend gewesen wären. Kann da die oben erwähnte Beschuldigung nicht eine jede Dame auf sich beziehen? indem sie, vielleicht selbst unbewußt, gegen die Regel gefehlt hat, und das Ganze als Beleidigung aufnehmen?

Ich wundere mich daher über den Hrn. Verfasser, den ich als einen äußerst gebildeten Mann kennen gelernt habe, daß er seinen Aufsatz, dessen Zweck ich kenne, so und nicht anders der Oeffentlichkeit übergab! Er wollte wahrscheinlich nur Eine Schwalbe schießen, und schos sie, ihm vielleicht unbewußt und absichtslos, im Fluge Alle.

Eine Siebenbürgerin.

### Correspondenzen.

Hermannstadt, 11. Sept. 1841.

Wir haben, einem on die zufolge, Hoffnung, Karl Ziltzsch nach seiner Zurückkunft aus Kronstadt noch einmal zu hören, nämlich in einem uns bevorstehenden Concert des hiesigen Violinvirtuoson von Asboth, welcher durch seine edle Bereitwilligkeit zur Ausschmückung beider Ziltzsch'schen Concerte alhier sein gutes Theil beigetragen, wohl sich um eine Unterstützung von der Seite Ziltzsch's verdient genug gemacht. — Und so fehlt es uns jetzt im Geringssten nicht an musikalischen Freuden der erhabensten Art. Auch bereitet der Musikverein ein baldiges Concert vor, welches uns aber freilich mehr durch die Beweiskieferung erfreuen soll, daß die Schulen tüchtig vorwärts gehen, worüber sich gleichwohl die Meisten, die von einem werdenden Institut nur Fertiges und unbedingt Gutes verlangen, kaum wollen verstandigen lassen.

Unser Theater bietet, seit der Genesung der längere Zeit hindurch unpäßig geweienen Mad. Huber, im Schauspiel wieder Best'es dar. Gukov's »Werner.« ein in vieler Hinsicht ausgezeichnetes Schauspiel ist wiederholt gegeben worden. Dessen zeitgemäßer Inhalt malt in lebendigem, ganz aus dem unmittelbaren Leben genommenen Bild den Conflict zwischen Herz und Welt, zwischen Ideal und Leben. Der Hauptcharakter Heinrich Werner, eine ganz modern romantische Individualität, spricht in den meisten Zügen außerordentlich an, obgleich er am Schlusse nicht ganz versöhnt.

Julie, dessen Gattin, ist dem Dichter bei weitem besser, und zwar classisch gelungen. Mad. Huber stellt sie auch gewis recht gut dar. Herr Denemy, ein fleißiger und begabter Schauspieler, spielt die Rolle des Werner mit viel Begeisterung, läßt sich aber durchgängig zu verderblichem rhetorischem Pathos hinreißen und schraubt dadurch die Rolle auf den Cesthurn hinauf, wohin sie nicht gehört. Im Ganzen ist ein eifrigeres Zusammenpiel unserer Schauspieler in »Werner« nicht zu verkennen. Besonders verdient noch Herr Kreibitz, als der joviale Referendar Fels genannt zu werden, wie auch Hr. Horn, als Assessor Wolf. — Neulich hatten sich unsere Schauspieler an Schillers Maria Stuart gemacht, aber ihre Kräfte reichten bei weitem nicht aus. — Die neu angekommene Liebhaberin Dem. Funda'iné ist bisher bloß einmal in Töpfers »Zurückziehung« aufgetreten. Noch sind die Urtheile über dieselbe stark abweichend. Ein erstes Debüt berechtigt auch uns noch zu keiner bestimmten Aussage. — Der neue Bassist Hr. Hané dagegen belebt durch seine Brauchbarkeit das Opernrepertoir. Er hat eine recht liebe, gewandte, besonders in der Tiefe schöne, wenn auch nicht sehr kräftige Stimme. Wir haben zu bedauern, daß Hr. Hané nicht früher schon da gewesen und können ihm kein herzlicheres Willkommen zurufen, als dies. — Die Oper Lucretia Borgia wird nächster Tage hier zum ersten Male gegeben; für die Operfreunde immer ein frohes Ereigniß, weil unsere Sänger neue Opern sehr schwer einstudiren.

### Zur Nachricht.

Mit der heutigen Nummer wird das II. und III. Heft des V. Bandes der „Stundenblumen der Gegenwart“ ausgegeben.